Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1904)
Heft: 17-18

Artikel: An die Vorstände der Schweiz. Friedensvereine
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803051

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ja an den Hohn von gewisser Seite, welche in unseren Bestrebungen Utopien erblickt, gewöhnt, so dass wir uns gar nicht mehr daran kehren, um so weniger, seit wir sehen, wie diese „Utopie“ reale Gestalt annimmt und die Zahl ihrer Anhänger von Jahr zu Jahr immer gewaltiger anwächst.

Allein, dass in diesem Augenblick, wo die Notwendigkeit einer Rettung aus den Armen des Würgengels Krieg augenscheinlicher als je der Menschheit vorgehalten wird, uns zugemutet wird, die Schönheit und Erhabenheit des Krieges zu bewundern, und dass diejenigen, die solcher Bewunderung nicht fähig sind, als minderwertig bezeichnet werden, das hören wir allerdings nicht schweigend an!

Folgende Worte lesen wir nämlich in einer angesehenen Zeitung der deutschen Schweiz, deren Namen wir nur darum nicht nennen, damit wir nicht einer persönlichen Missliebigkeit geziehen werden können:

„Mit kaltem Blute lässt die hohe japanische Intelligenz die paar Tausend Mann abschlachten, deren Blut einmal der Preis ist, der für den Sieg bezahlt werden muss. Ein Mitglied der Friedensliga mag da von Grausamkeit sprechen. Wer, von der Greisenhaftigkeit der Menschheit noch nicht angekränkelt, der Poesie des Krieges mit voller Seele sich hinzugeben vermag, der wird zu den japanischen Schlachtendenkern mit ihren stählernen Nerven voll unverhehlter Bewunderung empor blicken. Erst wäg's, dann wag's. Die Männer, die diesen Spruch sich ganz zu eigen gemacht haben, können die Hekatomben von Liaojang ihrem Lande, ihrem eigenen Gewissen gegenüber verantworten, und wenn 20,000 statt 10,000 Leichen das weite Feld vor der mandschurischen Stadt bedeckten, deren Name nun in den Tafeln der Weltgeschichte eingegraben bleiben wird.“

Ganz abgesehen von der Roheit, die in der Betrachtungsweise der Schlacht liegt, von der derselbe Artikelschreiber eingangs selbst sagt, „nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen,“ möchten wir heute gegen die Verkehrung der Sachlage Protest erheben, die in den Worten betreffend die Mitglieder der Friedensliga liegt.

Logischerweise ergibt sich nämlich aus obigem Satze folgende Konsequenz: „Wer sich nicht dieser in der Schlacht bei Liaojang zur Geltung kommenden Poesie des Krieges hinzugeben vermag, der ist von der Greisenhaftigkeit der Menschheit angekränkelt.“

Die Sache verhält sich aber anders. Eine gereifte und sittlich erstarkte Menschheit wird allerdings dieser Blut-Poesie entwachsen sein; aber mit schwächlicher Greisenhaftigkeit hat dies nichts zu tun. Vielmehr ist es knabenhafte Rauflust, die an derartigem Gefallen finden kann. Auch mancher Friedensfreund hat sich wohl in seiner Knabenzeit unter dem Einflusse einseitiger Belehrung für Kriegspoesie begeistern können; aber mit dem Erwachen eigener Urteilskraft und sittlichen Bewusstseins hat er diese knabenhaften Eindrücke abgestreift und hat sich mit kühnem Mute allen Vorurteilen entgegengestellt und als Held gewirkt in den Reihen der Geisteskämpfer. Von einer greisenhaften Schwächlichkeit kann hier keine Rede sein. Aber allerdings gibt es leider Mitmenschen, die ihr Leben lang Knaben bleiben, und solche mögen in ihrer kindischen Betrachtungsweise stetsfort mit dem erwähnten Artikelschreiber „sich der Poesie des Krieges mit voller Seele hingeben“.

Es ist eine zwar moderne, aber sehr verkehrte Art, das tierisch Rohe und Kraftvolle als das Erstrebenswerte und Vollendete gegenüber dem geistig Hohen und sittlich Reinen als dem Schwächlichen und Greisenhaften hinzustellen.

Im höchsten Grade beklagenswert aber ist es, wenn diejenigen, welche des Volkes Leiter sein sollten, einen Anlass wie die Massenschlächterei von Liaojang nicht dazu benützen, die Verabscheuungswürdigkeit des Krieges und die Notwendigkeit der Vermeidung desselben klarzulegen, sondern ihn im Gegenteil dazu ausbeuten, um rohe, tierische Instinkte zu wecken und zu verherrlichen, und gleichzeitig die Träger des Lichtes und des männlichen Fortschrittes als Schwächlinge zu verunglimpfen. *G.-C.*

An die Vorstände der Schweiz. Friedensvereine.

Winterthur, 24. August 1904.

Werte Herren Kollegen!

Es geht gegenwärtig ein Aufruf durch die schweizerische Tagespresse zur Unterstützung des japanischen Roten Kreuzes. Dieser Aufruf ist in erster Linie unterzeichnet vom kaiserl. japan. Konsul, Herrn Wolff in Zürich, sowie noch von acht ehrenwerten Schweizern.

So schön und ideal an und für sich ein solches Beginnen ist, so verabscheuungswürdig ist es auf der anderen Seite, ein Kaiserreich unter dem Deckmantel des Roten Kreuzes durch finanzielle Beiträge im Kriege zu unterstützen; denn was ist das anderes als eine direkte Unterstützung des so scheusslichen und grausamen Krieges, der ja schon Tausende und Abertausende von Menschenleben gefordert hat!

Auf eine solche Art und Weise wird die Habsuchtspolitik, der Imperialismus der herrschenden Häuser nur noch mehr gestachelt, wenn sie sehen, dass sogar aus republikanischen Ländern, die 3,500,000 Einwohner aufweisen, an Kaiserreiche mit über 40,000,000 Einwohnern Geldbeiträge geliefert werden zur Unterstützung der im Habsuchtskriege verwundeten Leute!

Ende 1891 waren laut Statistik 54 Schweizer in Japan, und die übrigen Schweizer im Heimatlande sollen nun einem Lande, das an und für sich reich ist an mineralischen und anderen Schätzen, das bereits 925,000,000 Fr. für den unseligen Krieg hat ausgeben können und nach Aussagen des japan. Grafen Matsukata dessen finanzielle Mittel noch für eine lange Dauer des mörderischen Krieges hinreichen, finanzielle Unterstützung für die Pflege der Verwundeten und Krüppel, welche dieser Krieg geschaffen, angedeihen lassen!

Gestützt auf solche Nachrichten sollten die Bundes- und Kantonsbehörden angegangen werden, einen solchen Aufruf zu verbieten, der nur dazu angetan ist, die Mildtätigkeit des eigenen, selbst Unterstützungen bedürftigen Landes zugunsten anderer, ja sogar kaiserlicher Länder zu entfachen!

Sorgen wir Schweizer in erster Linie dafür, dass unsere armen, hilfsbedürftigen und gebrechlichen Leute anständig unterstützt werden, und erst dann, wenn das in gehörigem Masse geschehen ist, gehe man daran, kaiserliche Untertanen, die in einem solchen niederträchtigen Habsuchtskriege verunglückt sind, zu unterstützen!

Der Hinweis auf die Erfolge des japanischen Roten Kreuzes im chinesisch-japanischen Krieg sind nicht im entferntesten ein Grund, dasselbe im gegenwärtigen Kriege zu unterstützen, sondern es ist vielmehr heilige Pflicht der Friedensvereine und deren Anhänger, gegen diesen Aufruf Stellung zu nehmen durch Vorstellungen bei den Bundes- und Kantonsbehörden,

damit dem Lande nicht Hilfsmittel entzogen werden, die es selbst in hohem Masse bedarf!

Genehmigen Sie indessen die Versicherung vollster Hochachtung und Ergebenheit.

Franz X. Peter, Prof.,
Präsident der Sektion Winterthur des Schweiz. Friedensvereins.

Militär und Streik.

Infolge des Maurerstreiks in Chaux-de-Fonds und des hierauf erfolgten Militäraufgebotes wird in der schweizerischen Presse wieder viel über das Verhältnis von Streik und Militär debattiert. Mehrere sozialdemokratische Blätter fordern in klaren Worten zur Dienstverweigerung in solchen Fällen auf, während anderseits bürgerliche Zeitungen auf die Gefahr solcher Hetzartikel verweisen. Uns Friedensfreunde geht dieser Streit eigentlich gar nichts an; unser Kampf gilt dem Kriege, den wir einerseits vom praktischen Standpunkte aus als eine veraltete, unbrauchbare Institution betrachten und den wir anderseits (und dies war der erste Antrieb unserer Bewegung) vom ethischen, vom religiösen Standpunkte aus als unmoralisch, als jeder Religion und insbesondere dem Christentum widersprechend, bekämpfen. Wir könnten also zu der Streikangelegenheit einfach, weil nicht in den Rahmen unserer Bewegung gehörend, schweigen. Allein wo von einer Parteinahme für oder wider Militär die Rede ist, da denken die Beteiligten rechts und links auch an uns, und zwar denkt man unser auf beiden Seiten eher in unfreundlichem Sinne. Wir sahen anlässlich unserer Delegiertenversammlung in Luzern, wie geringschätzig gewisse sozialdemokratische Organe unsere Bewegung behandeln, anderseits ist man in der bürgerlichen Presse stets gleich damit bereit, jede antimilitärische Regung auf Konto der Friedensbewegung zu schreiben. Darum sei es nochmals betont, wir dienen keiner Partei, sondern wir dienen der fortschreitenden Gesittung der Menschheit; wir bekämpfen auch keine Partei, sondern wir bekämpfen den Krieg!

Sollen wir aber in der angeregten Frage, betreffend Streik und Militäraufgebot, unsere Meinung äussern, so richtet sich diese nach den Umständen jedes einzelnen Falles. Im allgemeinen lässt sich aber folgendes sagen: Der Streik ist ein anormaler Zustand, ein Zustand der Gewalt, dessen Berechtigung von der jeweiligen Sachlage abhängt. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Militäraufgebot. Das Militär ist heute noch zur Verteidigung unserer Grenzen notwendig, dasselbe kann aber ausnahmsweise und in dringenden Fällen zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei inneren Unruhen verwendet werden. Dass bei einem Streik, der an sich schon ein Ausnahmezustand, ein Gewaltzustand ist, leicht Ausschreitungen zu erwarten sind, besonders wenn an demselben sehr viele ausländische und auf sehr niedriger Kulturstufe stehende Elemente beteiligt sind, so ist es sicherlich die Pflicht des Staates, seine Bürger aller Parteien gegen Vergewaltigung zu schützen, und als Mittel hierzu dient ihm das Militär. Wir sind die letzten, die einen Missbrauch dieser Handhabe der Ordnung zugunsten einer der sich bekämpfenden wirtschaftlichen Parteien billigen oder auch nur stillschweigend hingenommen sehen möchten; aber ebensowenig möchten wir es dulden, dass von irgend einer Partei ein Druck auf Andersdenkende ausgeübt würde. Bis jetzt ist es aber in der Schweiz nicht vorgekommen, dass eine Regierung das Militär irgendwie zur Bekämpfung des Streikes verwendet hätte, sondern sie hat es zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboten. Eine Regierung, die dies versäumen würde und die sich von Gewalttätigkeiten, denen sie nicht begegnen kann, überraschen liesse, würde eine schwere Verantwortung auf sich laden. Und wohl der eingefleischteste Sozialdemokrat zieht es sicherlich vor, die Ordnung durch unsere einheimischen Milizsoldaten aufrecht gehalten zu sehen, als in einem immerhin in solchen Tagen nicht unmöglichen Augenblicke der Leidenschaft einem Haufen roher Italiener in die Hände zu fallen.

All dies muss bei ruhigem Blute jedermann einsehen und anerkennen. Die Ungerechtigkeit gegenüber der Sachlage beginnt erst da, wo der Missmut über einen verunglückten Streik die eine Partei sich über das Militäraufgebot zu beklagen und gegen das Militär zu hetzen heisst, und wo die andere Partei diese Hetzereien zum Gegenstand von Ausfällen gegen die Hetzpresse und eventuell sogar gegen die Friedensfreunde benutzt. *G.-C.*

Aus dem Kriegsbriefe eines russischen Arztes.

Die Schlacht bei Wafangkou.

Was hat sich doch alles zugetragen während der Zeit, in der ich nicht in Ruhe geschrieben habe! Wir haben zu viel erlebt und all das Schreckliche des Krieges in höchstem Mass genossen. Es lässt sich nicht beschreiben, was man jetzt eine Schlacht nennt — es lässt sich kaum deutlich empfinden — man muss es erleben und man muss dann zur Einsicht kommen, dass es Schrecklicheres, Widerlicheres und Grossartigeres wohl kaum sonst auf der Welt so dicht beieinander geben kann. Eine Schlacht in den Bergen — eine Schlacht, in der zwei Tage, zwei lange, müde, heisse, quälende Tage lang nur Artillerie das Wort hatte, und wo Granaten und Schrapnells in so unerhörten Mengen die ganze Luft in 14 Werst Ausdehnung erfüllten, dass ganze grosse, grosse Berge, Täler und Plätze in dichten, gelben, erstickenden Staub verwandelt waren. 30 und mehr zurzeit platzende, heulende, pfeifende Geschosse fielen rundum stundenlang ohne die kleinste Pause. Und wie gut wissen sie zu treffen, die kleinen, gelben Teufel! Den Erfolg unserer braven Jungen, die wie Helden zwei Tage lang in dieser Hölle standgehalten haben, ihrer Arbeit Erfolg, den konnten wir nicht überblicken — was die Japaner uns getan haben, das ist schauerlich genug.

Wie aber sah der Ort Wafantien aus! Du lieber Gott! Kein Haus hat ein Dach oder eine Diele — kein Fenster ist heil — kein Ofen steht mehr, und die zirka 150 Gebäude gleichen elenden Ruinen. Das ist in zwei Stunden verrichtet, als die Unseren die Station zum erstenmal räumen mussten. Kein Stroh für die Pferde — kein Brot für die Leute. So sind wir denn ein wenig trübe gestimmt zurückgeritten. Unsere armen Pferde taten mir zu leid.

Der Korrespondent schildert nun den Beginn der Schlacht und schreibt weiter:

Man brachte uns in grossen Mengen Verwundete und die ersten Toten. Seiner Majestät 1. Ostsibirisches Schützenregiment, das sehr gelitten hat, verlor seinen Kommandeur und dessen Adjutanten. Von den vier Regimentskommandeuren der vier Schützenregimenter sind einer tot, zwei verwundet und der dritte verschollen. Und dabei wiederholten die verwundeten Soldaten immer dasselbe: „Wohin hat man uns geführt, das ist keine Schlacht, das ist die Hölle!“

Stackelberg fuhr umher von Position zu Position. Das Schiessen wurde immer stärker, und es machte